Unverkäufliche Leseprobe aus:

Jorge, Bucay
Eine traurige, gar nicht so traurige Geschichte

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

I.

Meine Mutter und meine Großmutter riefen sich nur zum Geburtstag und an Weihnachten an, und diese wenigen Gespräche dauerten nie lange und liefen immer gleich ab.

Ich versteckte mich jedes Mal hinter der Tür und belauschte mit unerlaubter Aufmerksamkeit die immer gleichen Fragen und die einsilbigen Antworten. Ich bin sicher, dass ich in meinem Versteck insgeheim darauf hoffte, meine Mutter würde mich rufen, um mir den Hörer zu reichen, aber das geschah nie. Obwohl ich noch sehr klein war, erinnere ich mich, dass ich das alles ziemlich merkwürdig fand. Gerne hätte ich mehr über meine Großmutter erfahren, aber es war nicht zu übersehen, dass Mama keine übermäßige Lust hatte, über sie zu sprechen.

Das wenige, was ich herausfinden konnte, war, dass meine Großmutter über fünf Stunden entfernt in einem kleinen Dorf lebte und dass sie uns nur zweimal besucht hatte: als ich geboren wurde und als sich meine Eltern vor mittlerweile sechs Jahren trennten. Damals stand in unserer Wohnung plötzlich eine alte, ganz in Schwarz gekleidete Frau, die ich nicht kannte, und meine Mutter forderte mich auf:

»Sofía, gib deiner Großmutter ein Küsschen!«

Das Bild dieser mürrischen, strengen Frau, die mir ihre harte, kalte Wange hinhielt, hat sich in mein Gedächtnis eingegraben. Um nicht ungehorsam zu sein, gab ich ihr widerwillig einen kurzen Kuss, fast ohne ihre faltige Haut zu berühren, die Augen fest zusammengekniffen, um die Tränen zurückzuhalten.

Eine knappe halbe Stunde später war die Großmutter wieder verschwunden, und meine Mutter stand aus irgendeinem Impuls heraus auf, um ein altes Fotoalbum aus dem obersten Schrankfach zu holen. Wir setzten uns ans Fenster und begannen zunächst schweigend die Fotos anzusehen. Ich war damals fünf Jahre alt, aber schon genauso wissbegierig wie heute.

»Mama, warum ist Großmutter immer so ernst? Sie sieht böse aus.«

»Aber nein, Sofía. Deine Großmutter hat ein großes Herz«, sagte sie. »Aber es ist mit der Zeit hart geworden, das stimmt.«

In meinem damaligen Alter begriff ich das mit dem hart gewordenen Herzen nicht so recht, aber ich weiß noch, dass ich mir seither vorstellte, die Großmutter habe einen Stein in der Brust, an dem sie so schwer trug, dass ihr Gesicht ganz verkniffen aussah.

Jetzt auf einmal, nach all den Jahren der Distanz, ist alles ganz anders. Offenbar ist Großmutter sehr

krank, und Mama hat mir gesagt, dass sie eine Weile bei uns beiden wohnen wird.

»Wie lange?«, habe ich gefragt.

»Ich weiß es nicht, mein Kind … Auf unbestimmte Zeit«, lautete die Antwort.

Ich versuchte im Gesicht meiner Mutter zu lesen, aber es war noch verschlossener als sonst, und es gelang mir nicht, auch nur zu erahnen, was in ihr vorging.

Es ist merkwürdig … immer konnte ich mit ihr über alles reden, nur die Sache mit Großmutter war eine klare Ausnahme gewesen. Vielleicht wusste ich deswegen nicht, was ich noch fragen sollte, und sie hatte auch keine Lust, mir etwas zu erklären. Und so waren wir beide in diesen Tagen des Wartens recht still und nachdenklich, während wir zusahen, wie die Stunden immer langsamer verrannen …

II.

Ich weiß nicht, ob Großmutter ein Herz aus Stein hat oder ob sie einfach gar kein Herz hat. Zwei Tage ist es jetzt her, dass wir sie vom Bahnhof abgeholt haben, und sie hatte noch keine einzige Geste der Herzlichkeit oder des Dankes für uns übrig.

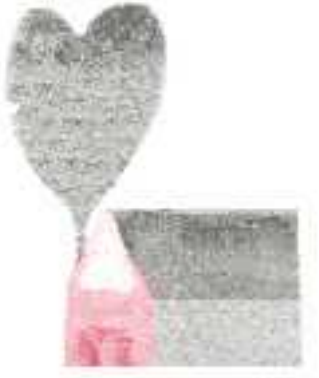
Als sie aus dem Zug stieg, begrüßte sie uns frostig. Und auf dem Heimweg stellte ich fest, dass man ihr nichts recht machen konnte. Alles war eine Zumutung: Der Bus, die Leute, die Hitze, der Lärm … Wirklich alles.

In den letzten achtundvierzig Stunden hat sie dreimal das Wort an mich gerichtet: Einmal, um mich zu fragen, warum ich den Pony so lang trage; das nächste Mal wollte sie wissen, ob ich gern in einer so scheußlichen Stadt lebe, und das letzte Mal riet sie mir, immer auf der Hut zu sein, sonst würde nämlich jeder da draußen versuchen, mich übers Ohr zu hauen. Wenn man sieht, wie sie die Leute anschaut, denen sie begegnet, dann weiß man, dass sie niemandem über den Weg traut. Sie scheint die ganze Welt zu hassen.

Als ich meiner Mutter in der Küche half, das Essen vorzubereiten, gab ich zu, froh zu sein, dass wir nie-

mandem aus der Nachbarschaft begegnet waren. Ich gestand ihr, mich schon bei dem bloßen Gedanken zu Tode zu schämen, jemand könne mich nach ihr befragen und ich müsste zugeben, dass diese unsympathische alte Frau meine Großmutter ist.

Sie senkte die Stimme und bat mich ganz leise, ich solle ein wenig Geduld haben. Großmutter sei schon alt, und außerdem sei sie krank … Ich glaube, das sorgenvolle Gesicht meiner Mutter und ihre Bemerkung führten dazu, dass ich meine Einstellung gegenüber der neuen Mitbewohnerin änderte.



Als ich sie heute Morgen sah, hatte ich plötzlich Mitleid mit ihr und fragte sie, wie es ihr gehe, auch

wenn ich an der Antwort nicht sonderlich interessiert war.

»Wie soll es mir schon gehen, Kind? Mein Herz ist verkalkt, ich habe einen entsetzlichen Juckreiz am ganzen Körper, und mein Blutdruck ist schwindelerregend hoch. Wie soll es mir da schon gehen?«

Ich seufzte und ging dann in mein Zimmer, um meine Hausaufgaben zu machen. Nicht gerade eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, aber immer noch unterhaltsamer (und sinnvoller), als sich mit Großmutter zu unterhalten.